

# Sophie Haemmerli-Marti : ein Bild ihrer Jugend [Fortsetzung]

Autor(en): **Kelterborn-Haemmerli, Anna**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Lenzburger Neujahrsblätter**

Band (Jahr): **22 (1951)**

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-918388>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# SOPHIE HAEMMERLI-MARTI

EIN BILD IHRER JUGEND

VON ANNA KELTERBORN-HAEMMERLI

2. Teil<sup>1</sup>

---

## *Jungfer Lehrerin*<sup>2</sup>

Die Neunzehnjährige nahm stolz das Patent ihres „Staatsexamens“ in Empfang und fühlte sich damit vor des Lebens offenem Tor. War es nicht verheißungsvoll, daß erster Schauplatz ihrer Taten Paris werden sollte? Nun fiel das Amt der Hauslehrerin ihr doch zu, das ihr letztes Jahr noch entgangen war! Damals hatte sich nämlich im Othmarsinger Gasthof zum Rößli — sonderbar, wie manchen unruhigen Geist dieser Aargau anzog — August Strindberg mit seiner Familie niedergelassen. Amtmann Marti, der von Lenzburg heimfahrend den fremden Fußgänger zuweilen einholte und neben sich auf sein Reitwägelein lud, plauderte gern mit dem Dichter. Zwar nicht über Politik und die Probleme der schweizerischen Öffentlichkeit, dafür zeigte er wenig Verständnis, aber über Jagderlebnisse und manchen merkwürdigen Naturvorgang. Daß der Schwede mit den stets so unheimlich angespannten Gesichtszügen jedoch Sophie während ihrer Ferien zur Lehrerin seiner Kinder ausersehen wollte, dies paßte dem Vater nicht. Paris schien ihm offenbar vertrauenswürdiger, und so begann die Bauerntochter ihre Laufbahn als Lehrerin an den Champs Elysees mit den kleinen Buben des Getreidemaklers Dreyfouss. „La fille d'un colonel suisse“, pflegte Madame sie vorzustellen am Empfangstag, und das Zeremoniell jeder Mahlzeit vollzog sich feierlicher als jemals auf Schloß Lenzburg. Was Sophie aber zu geben und zu empfangen hoffte, zerrann alles in nichts: zwei Knaben in die gewünschte Form einer überlieferten Schablone zu zwingen, hatte sie nicht gelernt. Immer aussichtsloser erschien ihr der Kampf und ihrem Sinn für Selbstachtung so zuwider, daß sie ihn aufgab und froh war, als der Vater sie im Spätherbst in Basel wieder abholte.

Bald darauf versammelten sich die sieben aargauischen Lehrerinnen, die im Frühjahr ihr „Patent“ erhalten hatten, im Horner,

<sup>1</sup> Vgl. Jahrg. 1950 der L. NBl.

<sup>2</sup> Vgl. S. Haemmerli-Marti: Mis Aargäu.

einem ländlichen Gasthof bei Lenzburg. Sophie brachte einen gereimten Schwank „Allerheiligen“ mit, dessen scherzhaft-leichter Ton wohl noch an die Gesprächsweise von Wedekinds erinnert und der von schlagfertigem Witz durchblitzten Atmosphäre auf Schloß Lenzburg entsprang. St. Peter schaut von der Himmelsau wehmütig zur Erde hernieder und kann sich nicht losreißen von dem fröhlichen Treiben auf dem Horner: „Was schönes ist's wohl um den Heiligenschein, doch schöner das Glück noch, ein Mensch zu sein.“ Die andern Heiligen lassen sich ebenfalls herbei:

Pankraz:

Beim Blitz, sie haben zwar drunten mich Alten  
Stets für einen kalten Helden gehalten,  
Jedoch mit meiner berühmten Kält'  
Ist's leider zur Stunde gar übel bestellt,  
Könnt jene Sieben ich näher besehn,  
Glaubt's! 's würd wie dem Schneemann im Sommer mir gehn.

Zwar treten jetzt die heiligen Frauen auf und versuchen schnippisch oder entrüstet die Gefährdeten von ihrem Aussichtsplatz wegzuziehen. Aber umsonst, die Mädchen unten werden erkannt und ihre seit dem Frühling vollbrachten Taten in unbekümmert dahineilenden Knittelversen erörtert. Am besten kommt dabei die geliebte Marie Heer weg:

St. Beat:

Doch alle zusammen wiegt jene dort auf!  
Wohl ist's ja was Schönes ums frische Blut,  
Doch Ernst steht der Jugend nicht minder gut.  
Der habe die Palme ich aufbewahrt,  
Die Frohsinn mit sinnigem Ernste paart.  
Solch zartes Fühlen, so scharfen Verstand  
Ich nirgends wie hier mir vereinigt fand.  
Auch studiert sie stets so gelehrte Sachen:  
Gebt Acht, die wird noch den Doctor machen!

Durch Erika Wedekinds Gesang wird St. Pankraz immer weicher gestimmt:

Wie tönt bis zu unsern seligen Höhn  
Ihr jubelndes „Habt ihr den Schatz mein gesehn?“

St. Laurentius:

Ja, ja, einen Schatz, den ließ ich schon gelten,  
Möcht auch drum die reizende Kleine nicht schelten,  
Doch hört und entsetzt euch, welch grausam Vergnügen:

Nicht einen Schatz hat sie, nein deren Sieben!  
Zwar haben sie seinerzeit auch nicht zum Spaß  
Auf glühendem Rost mich zum Heiligen gebraten,  
Doch, wie *die* ihre Verehrer läßt zappeln und leiden —

St. Niklaus, gutmütig:

Was tut man nicht alles, die Zeit zu vertreiben!

Über Sophie gibt St. Anton Auskunft, nachdem Franziskus von einer neuen Lehrerin und dem in ihrer Gemeinde amtierenden Priester berichtet hat:

Der wird nicht müde, sie anzugaffen,  
Überschwemmt sie förmlich mit Honigseim,  
Stellt ganze Stöck ihr vors Fensterlein.  
Das ärgert sie dann, und oft seufzt sie schwer:  
Weiß Gott, wenn er nur nicht katholisch wär!

St. Ursel:

Nun hab ich doch endlich genug, fürwahr —

St. Klaus:

Die lange dort mit dem struppigen Haar?

St. Anton überrascht:

Weiß Gott, nun ist die schon wieder zu Haus,  
Da geht mir doch endlich 's Verständnis aus!  
Die fährt ja beim Himmel bald grad und bald krumm  
Wie ein Windspiel bei Juden und Christen herum,  
Und außer einst einem Gänsebraten  
Ist der Armen dies Jahr auch nicht etwas geraten.  
Hat gar so vieles für immer verloren,  
Ward dann von den Juden noch tüchtig geschoren,  
Da faßte zuletzt sie ein kalter Graus,  
Macht rechtsumkehrt — und bleibt nun zu Haus.

Mit dem zu Hause bleiben täuschte sie sich. In Thalheim, dem Juradorf hinter der Gisliflüh, war der Lehrer nach einem Griff in die Gemeindegasse nach Amerika geflüchtet. Ob Sophie die verwaiste Schule von neunzig Kindern als Stellvertreterin übernehmen wolle, lautete eine Anfrage. Da ließ der Amtmann den Schimmel anspannen und fuhr noch am selben Abend mit seiner Tochter durch den Herbstnebel das Bünztal hinab und über die Wildegger Aarebrücke hinüber nach Thalheim. Zwar nahm die neue Lehrerin am nächsten Morgen einen langen Stock in die Hand, um sich Mut einzuflößen. Als sie aber am Pult stand und die vielen auf sie ge-

richteten Augen plötzlich erstrahlten, da wurde ihr leicht zu Mut, und sie wußte, daß sie ihren Beruf jetzt liebte, wie nichts auf der Welt. Hans und Jakob und Ruedi hießen ihre Buben, und etwa noch Hansjakob und Hansruedi, und die Mädchen Annemarei und Lisbeth, man konnte nicht irren. Doch entdeckte sie manches blasse Gesicht in der Schar und manchen zerrissenen Ärmel und Strumpf, so daß sie nicht anders konnte, als mit Stricken zu beginnen und in den Pausen auf einem Spiritusflämmchen Milch und Süpplein zu kochen. Als ihr dann in den Weihnachtsferien einer ihrer vielen Jakoblein mit steifbeinigen Buchstaben eine Karte schrieb: „Liebe Lererin ich hoffe wir wärden unserer Fröindschaft hinfort nie mer aufbieten“, so fand sie dies den schönsten Brief, den sie noch je erhalten hatte. Nichts wäre ihr lieber gewesen, als bei ihren Kindern zu bleiben, tagsüber mit ihnen zu lernen und zu üben, und am Abend etwa in der großen Stube des „Bären“, wo zu den Fenstern herein das halbe Dorf zuschaute, mit den im Pfarrhaus wohnenden Studenten zu tanzen. Aber es mußte wieder ein Lehrer ins Dorf, der auch den Turn- und den Gesangverein und die Blechmusik betreuen konnte, das begriff sie ja. So kam es zum Abschied, und der Herr Pfarrer schrieb ihr ein langes und lobendes Zeugnis mit dem Schlußsatz: „Dazu kam noch ihr sittenstrenger Lebenswandel.“

Daheim aber wartete schon ein neues Aufgebot. Ötlikon, die kleine Wehntaler Gemeinde östlich von Baden, war auf der Aargauer Karte nicht eingetragen, bestand sie doch nur aus elf Häusern! Aber diese zehn Bauernhäuser, die sich in angemessenem Abstand um eine Mühle scharten, beherbergten elf Familien, die, wie von jeher, ihre eigene Schule haben wollten und selber für ein Schulhaus, eine Lehrkraft und eine Arbeitslehrerin sorgten. Vom Ötlikoner Gemeinderat wurde Sophie Marti als Lehrerin an die Gesamtschule gewählt.

An einem hellen Wintermorgen kurz nach Neujahr ließ sich diese Lehrerin vom Fährmann über die Limmat rudern und stieg über den Höhenrücken ins Wehntal hinüber. Freundlich empfing sie der Schulpfleger, überreichte ihr den Absenzenrodel und die Schulordnung, wies auf das Holz für den grünen Kachelofen und zeigte, wie die Schwarzwälderuhr mit den glänzenden Messinggewichten in Gang zu halten war. Dann führte er sie in die Mühle, wo unter einem behelmtten Schneckenturm die Müllersleute bereit standen und sie willkommen hießen. Denn in ihrer großen Familie, zu der auch ein blinder Urgroßvater gehörte, der mit dem Haupt eines Sehers friedlich im Bette lag, sollte sie nun fortan daheim sein.

Es war keine zahlreiche und wilde Schülerschar wie in Thalheim, die hier auf sie wartete. Für die acht Klassen der Ötlikoner Schule standen acht Bänke in der Stube, und auf jeder Bank saßen in diesem Jahr ein Knabe und ein Mädchen, braun und rotbackig eins wie das andere.

Dies war nun also Sophies Schule, ihr Reich, in dem sie nicht als Vertreterin waltete, sondern heiligen Eifers voll im Eigenen stand! Bald mit den sechzehn ungleichen Kindern in der Stube schreibend und rechnend, bald mit allen zusammen über Berg und Tal wandernd zum „Anschauungsunterricht“, war sie täglich einem neuen Weg auf der Spur, um ihr Schärlein vorwärts zu bringen. Doch der Schulpfleger blickte sorgenvoll. Er kam und hüstelte etwas von „früher anders gewesen“ und „mehr Strenge nötig“ — aber sie schien es nicht recht zu hören und zeigte ihm die neusten Aufsatzhefte. Als dann die Eltern immer freudiger staunten über alles, was die Kinder lernten, und sogar Albert, der ungebärdige Große in der achten Klasse, in ein paar Wochen der anständigste Musterbub war, gab sich auch der Schulpfleger zufrieden. Allerdings hatte zu der neuen Ordnung noch der Inspektor ein Wort zu sagen, und in der Person eines katholischen Geistlichen mit prächtigem Römerkopf und funkelnden Augen erschien er eines Morgens von Baden her zum Schulbesuch. Ausgerechnet, als Sophie, weil in der Nacht der Mond so hell schien und der Mühlebach so schön sang, sich ein wenig verschlafen hatte! Stotternd entschuldigte sie sich und errötete, aber er winkte rasch mit der Hand, und sie traten ein. Als dann die Kinder kopfrechneten, daß es eine Lust war, und Sophies Liebling Heiri vom Rütlibund erzählte, als wäre er selbst auf die nächtliche Wiese geeilt, atmete die Lehrerin auf. Doch zu früh, denn jetzt kam die Religion an die Reihe, und Karlini erzählte, das Volk Israel sei durchs Schilfmeer gezogen und habe „Heil dir Helvetia“ gesungen, während Heiri bei der Auslegung eines Gleichnisses fand, man könne nicht nebeneinander einen irdischen und einen himmlischen Schatz gern haben. Da brach der geistliche Herr ab und malte in seinem Notizbuch ein großes Fragezeichen hinter das Fach Religion. Aber erst im Frühling bei der Examenrede ließ er durchblicken, was er auf dem Herzen hatte, und bemerkte mit eleganter Wendung sogar etwas über langen und guten Schlaf. Weil aber seine Ansprache mit den Worten „Liebe Lehrerin, verehrte Kinder“ begann, konnte sie nicht böse gemeint sein.

Natürlich beschränkte sich das Walten der Lehrerin nicht auf das Schulhaus. Sie hatte zu helfen bei Krankheiten und Unfällen und zugegen zu sein bei Taufe, Hochzeit und Begräbnis. Es kam

Sophie zu gut, daß sie nicht nur auf einem Dorfe aufgewachsen, sondern mit ihren tiefsten Wurzeln im Volksleben verankert war: ohne viel Besinnen sagte und tat sie im rechten Moment das Rechte. Immerhin gab es Fälle, die Schwierigkeiten bereiteten: Mußte man zum Beispiel am nächsten Sonntag ein Ja oder ein Nein auf den Stimmzettel setzen? Wie in jeder Schweizer Gemeinde waren in Oetlikon die Gelegenheiten, zu einer öffentlichen Frage Stellung zu nehmen, häufig. Wenn auch einmal im Dorfe selbst nichts zu erledigen war, so galt es doch gewiß über eine Vorlage des Kantons oder des Bundes abzustimmen. Nun hatten aber die Oetlikoner Mannen die Besonderheit, daß sie in jeder Sache unter sich zur Einstimmigkeit gelangen wollten, darein setzten sie ihre Ehre! Da jeder von ihnen seine eigenen Ansichten und meist auch seinen harten Kopf hatte, war dies jedoch schneller gewollt als getan, und oft blieben sie die halbe Nacht hindurch in der Schule beisammen — ein Wirtshaus gab es nicht — um die gewünschte Einhelligkeit zu erreichen. Natürlich mußte auch die Jungfer Lehrerin ihre Meinung abgeben, und sie ging dafür über den Sonntag nach Hause, um die Sache mit dem Vater zu besprechen. Wenn sie am Montagmorgen mit dem Schlüssel in der Hand von ihrer Mühle herkam, standen dann die ledigen Abstimmer schon an der Schulaustür und nahmen ihren Bericht entgegen.

Groß war die Freude, als der Säckelmeister ihren ersten Quartalzapfen brachte, denn jetzt konnte ein kühner Plan seiner Verwirklichung entgegen gehen. Seit ihrer Kindheit, und erst recht seitdem Max Bircher durch sein begeisterndes Klavierspiel sie die Sonatenliteratur und in Auszügen auch viele Chor- und Orchesterwerke lieben gelehrt, hegte Sophie nämlich den Wunsch, Klavierspielen zu lernen. Der Vater war zwar selbst ein eifriger Trompeter und versäumte nur ungern eine Probe seines Musikvereins, aber bei Sophie ließ er sich nicht erweichen: Entweder Klavier oder Latein, mehr als eines solcher abwegiger Gebiete gestand er nicht zu, und das geliebte Latein in den Tausch zu geben, war der Rom-begeisterten nicht möglich. Jetzt aber, jetzt stand sie auf eigenen Füßen, jetzt nahm sie diese Sache an die Hand! Klopfenden Herzens machte sie sich nach dem nicht sehr entfernten Kloster Wettingen auf den Weg und suchte den Musikdirektor Ryffel des Lehrerseminars auf. Der prüfte ihre Hände und war erstaunt, bei der Zwanzigjährigen die Weichheit und lockere Gelöstheit eines Kindes zu finden. „Nichts ist bei Ihnen verhärtet“, rief er aus, „kein Gelenk und kein Muskel, und nächsten Samstag kommen Sie zu mir in die erste Stunde!“ So schleppten denn sechs Männer ein Klavier durch die Wendeltreppe des Mühlturmes hinauf, und

der Mühlebach trug alle ungeschickten Töne davon und ließ die kindlichen Fingerübungen der Jungfer Lehrerin, wie sie meinte, ungehört verklingen. Der blinde Urgroßvater freute sich aber doch daran! „In einem Jahr spielen Sie Mozart“, verkündete nach ein paar Wochen Herr Ryffel, und er behielt Recht.

Als Sophie in Oetlikon ihren 20. Geburtstag feierte und nach dem glücklichen Tag natürlich nicht schlief, sondern ihrem Mühlebach lauschte und bei seinem Rauschen ins Versmachen kam, schrieb sie Strophe um Strophe nieder, unter die letzte aber zeichnete sie einen Berg und setzte hoch auf seinen Gipfel ein römisches XX. Denn mochten ihre Verse auch wehmütig klingen und von erlebtem Schmerz bewegt sein, so fühlte sie sich doch in dieser Stunde auf dem Gipfel des Lebens, von nun an konnte es nur noch bergab gehen! Nicht hinüber in den Tod, wie sie zehn- und zwölfjährig erwartet hatte, aber bergab, in ein weniger strahlendes, graueres Land. Da fiel ihr Blick auf die Goethe-Bände, die sie vom Vater erhalten, und auf Epiktets „Handbüchlein der Moral“, das Frank Wedekind ihr geschickt hatte. Das war Wegzehrung, damit wollte sie den Gang wagen!

Franklin studierte jetzt in Zürich und wanderte auch etwa nach Ötlikon, oft begleitet von dem jungen Lyriker Karl Henckell. Diesem hatten einige Spöttgedichte auf Wilhelm II. und Bismarck vor kurzem die Ausweisung aus Deutschland eingetragen, und er war nach Lenzburg gekommen, wo sein Bruder Gustav, geistvoll und ideenreich wie er, im Städtchen soeben eine Konservenfabrik gegründet hatte. Es kam jeweils ein scharfer Wind ins Wehntal mit Wedekind und Henckell, waren die Jünglinge doch von den erneuerungswilligen Theorien erfüllt, die überall aufflackerten in den achtziger Jahren. Die Dramen von Ibsen und die Romane von Tolstoi wurden mitgebracht, man las und disputierte und setzte die Gespräche in langen Briefen fort. Mit derselben Wärme und vielleicht am gleichen Tag konnte Sophie aber in einer Ötlikoner Stube Geschichten von Gotthelf oder Jakob Frey erzählen und dabei unbewußt den Ton anschlagen und die Denkbilder gebrauchen, die den Eltern ihrer Kinder geläufig waren. So nahe lagen die Extreme für sie beieinander. Zuweilen gab es in der Schule mitten in der Woche einen Feiertag. Fand nämlich eine Hochzeit statt oder bestand sonst ein Anlaß zu einem Fest, so trug man die Schulbänke ins Freie, schaffte Wein und Milchbrot herbei und blieb unter Spielen und Tanzen bis zum Abend beisammen. Einmal aber hatte der schulfreie Tag einen andern Grund: in Baden war kantonale Lehrerkonferenz, und Sophie brach in aller Frühe auf, um durch die sömmerlichen Wiesen und Wälder zu wandern und zeitig in der



Bäderstadt einzutreffen. In freudigster Erwartung, überzeugt, Außergewöhnliches zu erleben und Neues zu lernen, setzte sie sich in den Konferenzsaal. Aber täuschten sie ihre Ohren? Nur über kleine Änderungen im Reglement wurde verhandelt und in vielen Reden über die magern Besoldungen geklagt. Zu bewundern blieb einzig der alte Seminardirektor, der schnitt die langen Fäden von Zeit zu Zeit durch und rief zur Abstimmung auf. Dann aber, welche Überraschung, wurden die wenigen weiblichen Wesen in der vordersten Reihe mit kühler Selbstverständlichkeit übergangen: *sie* hatten keine Stimme! Der Lehrerin von Ötlikon verschlug es fast den Atem. Schon hatte sie aber ihr Kalenderchen zur Hand und schrieb mit fliegendem Bleistift:

Brillengläser, spitze Nasen,  
Kurze Fräcke, lange Phrasen,  
Viel Geräusch um leeres Stroh:  
Lehrerkonferenz bravo!

Fröhlich und respektlos ging es so weiter bis zu den Schlußversen:

Ob du bist alt, ob jung, ob schön,  
Nicht einer hat sich umgesehn.  
Und wird zuletzt dann abgestimmt  
Und freust du dich, du schönes Kind,  
Daß endlich deine Stunde schlägt  
Und jeder nun den Kopf bewegt  
Nach Händchen rund und Augen licht:  
Pah, Frauenzimmer — zählen nicht!

Jetzt rasch die Zettel herausgerissen und rückwärts in die nächste Bank gereicht. Aber sie verstanden keinen Spaß, die Herren Kollegen. Nach der Pause klingelte der Seminardirektor und verkündete, es sei da eine Klage eingegangen wegen Ehrverletzung. Er wolle nun aber seinem Verweis an Fräulein Marti nicht die gewohnte Form geben, sondern sie dazu auffordern, an der nächsten Konferenz einen Vortrag zu halten. Das Thema stehe ihr frei, und es liege jetzt an ihr, dafür zu sorgen, daß niemand der Langeweile ver falle wie heut. Nun erschrak die so öffentlich Aufgerufene aber doch! Auf dem Heimweg suchte sie nach Vortragsstoffen. Nichts Passendes stellte sich ein, und bevor sie noch ihre Mühle erreichte, war Plan um Plan verworfen. Doch kannte sie eine Zuflucht, und diese war das Othmarsinger Pfarrhaus.

Einst hatte Pfarrer Heiz, der dem Schulmädchen Lateinstunden gab, ein ganzes Vierteljahr lang zur festgesetzten Stunde neben der

Studierlampe und der offenen Grammatik gewartet, obwohl das Kind, das er wegen eines Fehlers scharf ausgelacht hatte, fern blieb. Dann aber, als das schlechte Gewissen es endlich zurücktrieb, rief er dem zögernd Eintretenden nur ein sachliches „Fahr weiter“ zu. Sophie fuhr weiter, aber von dieser Stunde an wußte sie, wer untrüglich die rechte Richtung wies und in jeder Lage Rat und Hilfe wußte: eine höhere irdische Instanz als Pfarrer Heiz gab es für sie nicht mehr. Auch konnte sich die Blumenliebhaberin keinen Garten vorstellen, der es aufnahm mit dem Pfarrgarten. Dort blühten die Rosen am schönsten, glühend rot, als kämen sie aus dem Morgenland, und so weiß wie Schnee auf dem Libanon. Sie durfte sich davon pflücken für ihre duftigsten Sträuße, und jedes Jugendfest und jede ihrer Schulstuben war durchleuchtet von Rosen aus dem Pfarrgarten.

Als sie nun ihrem Berater von der Lehrerkonferenz berichtete, öffnete der hoch wie eine Prophetengestalt Gewachsene nur die Tür zu seiner Bibliothek: „Hier schau! Du merkst bald, was zu brauchen ist.“ Und wirklich zog ein vielbändiges illustriertes Werk über die Kreuzzüge nach kurzem Suchen Sophies Interesse auf sich. Am Abend führte ihr der Vater einen halben Wagen voll Bücher in ihre Mühle, und nun ging es an ein Lernen und Studieren, Anschauen und Vergleichen, daß sie bald bis nachts in die Träume hinein sich nur noch von Arabern und Tempelrittern, Seidengeweben und Goldschmiedwerken umgeben sah. Vor der Konferenz hielt sie unten bei den Mehlsäcken ihre Hauptprobe, und hier wie in Baden lief die Sache gut ab. Sie sprach in ihrem Eifer noch weiter, als der Saal längst dunkel war, und erlebte vor den versöhnten Zuhörern zum erstenmal das Glück, ihr Wort im Herzen der andern zünden zu sehen und ihre Freude an Hohem und Schönem auch in ihnen zu wecken.

In der Mühle wartete der Urgroßvater fast ungeduldig auf den Bericht, wie die Türkenherrlichkeit den Herren Schulmeistern gefallen habe. Denn er war selbst einst als Schlossermeister in Konstantinopel gewesen und wußte Wunder zu erzählen von blauen Moscheen und verschleierten Frauen. Auch von seinen zwei Segelfahrten nach Amerika sprach er gern, und im Aufsagen von Gedichten war er so unerschöpflich wie Sophie. Und doch hörte er ihr noch lieber zu, denn ihre Stimme, immer beschwingt und von wechselndem Leben bewegt, war die Freude fast eines jeden seiner Abende. Hatte er dann das Neueste von den Schulkindern gehört, so machte er mit horchenden Mienen die Gebärde des Klavierspielens, und wenn Sophie den Wink verstand, verklärte sich sein Gesicht in schon überirdischem Glanz. Er pflegte der Lehrerin wie

seinen Angehörigen mit feinen Fingerspitzen über das Antlitz zu streifen, und einmal sagte er ihr dabei, wie schön sie doch sei. Aber dies machte das junge Mädchen nur traurig; denn es war von seiner Kindheit an — vielleicht wegen einer stets blassen Gesichtshaut — davon überzeugt, häßlich zu sein. Wie es aussah, wenn aus seinen tiefblauen und großen, starkgewölbten Augen plötzlich das Licht der Begeisterung brach, dies konnte ihm selber ja nicht bewußt sein. Zu seinen frühesten Erinnerungen gehörte der Schreck, der es einst bei einem unvermuteten Blick in den Spiegel überfiel. „Das bin doch nicht ich! Ich bin doch jemand ganz anderes!“, schoß es dem Kind durch den Kopf.

Als die Jungfer Lehrerin einst wieder beim Urgroßvater saß und erzählte, rief der sonst immer so aufmerksam Zuhörende plötzlich: „Hört doch die schöne Musik! Nein, hört doch, hört!“ Rasch eilte sie hinaus und bedeutete den Müllersleuten und dem Gesinde, den Großkindern und Urenkeln hereinzukommen. Kein weiteres Wort sagte der Sterbende mehr, aber seine Augen begannen zu leuchten, als würde er wieder sehend, und je leiser der Atem ging, desto klarer breitete sich über seine Stirne ein heller Schein aus.

Es war das erstemal, daß Sophie dem Tod ins Auge sah, und sein Walten erfüllte sie mit Ehrfurcht und Frieden. Bald aber näherte er sich ihr in viel schmerzlicherer Gestalt.

Ihre Mutter war schon seit Jahren leidend gewesen, wenn sie auch ihren mit der äußersten Genauigkeit erfüllten Pflichten immer nachging. Jetzt aber erkrankte sie plötzlich schwer und starb im Dezember 1888, erst achtundvierzigjährig, an den Folgen einer Operation. An ihrem Todestag erlitt der Vater durch einen Sturz vom Pferd einen schweren Unfall, so daß die herbeigerufenen Kinder von einem Krankenbett zum andern fuhren und es sich fügte, daß keines bei der Mutter war, als diese, scheinbar genesend, hinüberschlief. Wohl war an ihrem Bett ein Schulkamerad von Sophie, der Lenzburger Max Schwarz, den die Sterbende beglückt für ihren Lieblingssohn Hektor hielt, und der junge Mann hatte das Feingefühl, sie in ihrer Illusion zu lassen.

In tiefer Erschütterung wurde es Sophie bewußt, wie wenig sie am Leben dieser Mutter teilgenommen hatte. Immer war für sie der viel glanzvoller in Erscheinung tretende Vater, der ihrem Leben und Lernen auch viel mehr Interesse entgegenbrachte, im Vordergrund gestanden. Von der so oft über ihrer Arbeit still weinenden Mutter trieb der Drang nach Freude und Tätigkeit sie fort. Oft gab es durch Wochen hindurch nur einmal im Tag ein ungestörtes Zusammensein. Dieses allerdings wurde nie ausgelassen: Dem Kind wie der Herangewachsenen bürstete nämlich die Mutter jeden

Morgen das Haar. Es hatte einst weißblond geschimmert, nun wurde es, fein und glatt bis zu den Knien herabfallend, zu zwei schweren dunkelbraunen Zöpfen geflochten. Während dies geschah, mußte die immer Eilende sich ruhig verhalten, und die Mutter benützte die Gelegenheit! Alles was ihr am Tag zuvor nicht gefallen hatte an ihrem Kind — sie selbst war zum Beispiel von peinlichster Ordentlichkeit, und gerade dies war nicht Sophies Stärke — bekam es während des Bürstens zu Gehör. Waren die Zöpfe geflochten, so waren auch die Ermahnungen meistens verflogen. Jetzt aber, nach der Mutter Tod, erhob sich plötzlich eine Mahnung ganz anderer Art. Diese war nie ausgesprochen, sondern vorgelebt worden, ein ganzes Leben lang.

Wie arm an Freuden war dieses Leben geworden, als die glücklichen ersten Jahre ihrer Ehe, die sie noch in Gesundheit verbracht, und eine beschützte Jugend und Kindheit für die Mutter in immer weitere Ferne rückten! Daheim in Büron, das hatte ja auch Sophie noch erlebt, da herrschte heiterer Friede, da war alles Leben von dem Strom von Weisheit und Güte umfungen, der von Anton Rüeegg ausging. Wie zeugte davon sogar Mutters Zeugnisbüchlein aus der Schulzeit! Da hatte ihr Vater unter die guten Noten stets „Eingesehen und zufrieden“ gesetzt. Als aber einst eine Bemerkung über die allzu große Lebhaftigkeit des Kindes gemacht wurde, schrieb der Oberrichter: „Eingesehen und doch zufrieden. Der Vater.“ In Othmarsingen war die Mutter trotz ihrer nie erschütterten Liebe zum Vater stets einsam geblieben, schon wegen ihres anderen Glaubens. Denn man lebte hart an der Konfessionsgrenze, und die Religionskriege waren noch nicht vergessen. Ihre kleinen Freuden mußte sie sich allein und fast im Verstohlenen suchen. So fand Sophie nach ihrem Tode Zettelchen mit da und dort abgeschriebenen Gedichten in ihrem mit Elfenbein verzierten Büroner Kästchen. Dort lag jeweils auch die Stickerei oder Häkelarbeit, die als bescheidene Betätigung ihres Kunstsinns der Mutter Erholung bedeutete. Hatte sie an einem Tage daran nicht weiterfahren können, so sagte sie am Abend betrübt: „Heut bin ich zu keiner Arbeit gekommen.“ Oft wurden aber ihre Abende in angstvoller Spannung verbracht. Wenn nämlich der Vater von Lenzburg oder einer Dienstreise heimkam, so hielten nicht nur Knechte und Mägde, sondern auch die Nachbarn scheu nach ihm Ausschau und suchten sein Gesicht zu erforschen. Seine gute Laune breitete sich belebend auf seine ganze Umgebung aus, aber unter seinem Jähzorn zitterte das halbe Außerdorf. Die opfervolle Hingabe im Leben seiner Frau schien dem nach außen rastlos Wirkenden und Sorgenden zu entgehen, und doch hatte einst die zarteste Liebe und große Seelen-

stärkte die beiden nach Herkunft und Anlage so verschiedenen Menschen zusammengebracht. Die Geschichte ihrer Verlobung und langen Brautzeit war so poesievoll, daß die Mutter ihr ganzes Leben hindurch daraus ihre Kraft schöpfte. Noch am Vorabend ihrer Operation, als Mann und Kinder um sie versammelt waren, sprach sie bis in die Nacht hinein von jener längst vergangenen Zeit, und das Erinnerungsglück verschönte und verjüngte sie. Da machte ihr der Vater lächelnd den Vorwurf, daß sie als junges Mädchen ihm nicht vertraute und die Einladung ausschlug, als der fremde Offiziersaspirant mit ihr auf den Gotthard fahren wollte. Der Stolz loderte damals in dem Abgewiesenen hoch auf und er mietete einen Wagen für sich allein, fuhr dennoch die Schöllenen hinauf und machte eine strategische Aufnahme. „Aber ließest Du denn unser Sophie allein mit einer fremden Person eine Reise machen?“, fragte die bräutlich verklärte Mutter. „Das ist etwas anderes“, antwortete ohne Besinnen der Vater.

Als Sophie geraume Zeit nach der Mutter Tod von ihrer Patin im Kloster Muri zu einer Reise nach Mailand eingeladen wurde und die Brera besuchte, war es die Skizze eines Hauptes von Leonardo, die sie am tiefsten ergriff, denn in diesem leicht geneigten Antlitz glaubte sie die Züge der Mutter zu sehen. Sophie Rüegger, die sich im Leben den Augen ihres Kindes gleichsam entzogen hatte und ihnen so früh ganz entschwand, war nach ihrem Tode der Tochter umso gegenwärtiger. Ihr Grab an der Friedhofmauer hinter der Othmarsinger Kirche wurde in den nächsten Jahren Sophies tägliche Zuflucht und gehörte auch später so dauernd zu ihrem unmittelbarsten Bereich, daß es noch ihren Kindern eine geweihte, vielbesuchte und immer geschmückte Stätte blieb.

Mit dem Tode der Mutter, der in der Tochter einundzwanzigstes Jahr fiel, ging die ungetrübte erste Jugendzeit für Sophie Marti zu Ende.

### *Bauernhof und Doktorhaus*

Am Fuße des Lenzburger Schloßberges ragte aus einem schattigen Garten ein Bürgerhaus, dessen Fenster in streng geordneten Reihen zum Wahrzeichen des Städtchens, dem alten Klausbrunnen, hinüberblickten. Seit Jahren wohnte in diesem geräumigen Haus der Schlossermeister Johann Haemmerli, ein ebenso besinnlicher wie tätiger Mann, der zugleich Lenzburgs Stadtammann war. Weite Wanderungen hatten den Handwerksburschen einst bis in die Kar-

pathen geführt, heimgekehrt hatte er in Lenzburg eine Waffenfabrik gegründet, und heute stand er nicht nur einer großen eigenen Familie, sondern auch dem Gemeindehaushalt vor.

Von seinen zwölf Kindern war Max, in der Geschwisterschar der sechste, bei weitem der stillste. Eine scharfe Denkkraft machte ihm alles Lernen leicht, aber jeder Ehrgeiz fehlte ihm. Ruhig und sehr selbständig ging der Knabe seines Wegs, obwohl die Heiterkeit seines Wesens ihm manchen guten Freund erwarb. Die Freude an den Naturwissenschaften und ein starker Forschertrieb auf diesem Gebiet führten ihn zur Medizin. Er absolvierte in Genf sein Propädeutikum und trat hier zugleich in ein so lebendiges Verhältnis zur französischen Sprache, daß er noch als vielbeschäftigter Arzt, spät in der Nacht und schon zu Bett, manches Tagwerk mit der lauten und freudigen Lektüre von Molière beschloß. Aus Rücksicht auf seine Eltern verzichtete er nach dem Staatsexamen auf weitere Fachausbildung, empfing aber tiefgehende Anregungen als Assistent in der Irrenanstalt von Königsfelden. 1888 gründete er in Lenzburg eine rasch anwachsende Praxis und zwei Jahre später auch eine eigene Familie. Seine Gattenwahl war aber so, daß es auf beiden Seiten kaum die Nächsten begriffen, wie scheinbar so wenig verwandte Naturen sich finden konnten: der ruhige, ganz nach innen gewandte Max Haemmerli hatte sich die impulsive Othmarsinger Oberstentochter, die um sechs Jahre jüngere Sophie Marti, zur Lebensgefährtin auserwählt.

Sophie hatte im Dezember 1888 ohne Zaudern ihrem Leben eine neue Richtung gegeben. Dem großen Bauernwesen daheim war plötzlich die Mutter entrissen worden: war es da nicht selbstverständlich, daß sie in die Lücke trat und die eigenen Ziele vergaß? Sie suchte unverzüglich eine Stellvertretung für ihre Schule und kehrte nicht mehr nach dem geliebten Ötlikon zurück. Die Gebundenheit an die Familie und die ihr gegenüber empfundene Verantwortung wirkten damals noch fast wie eine Naturkraft, sogar in einer Seele mit soviel Unabhängigkeitssinn wie der ihrigen. Daß aber ihre gesamten Lebensverhältnisse sich jetzt änderten, kam als jähe Überraschung über sie.

Oberst Marti hatte bis jetzt mit unverhohlenem Stolz auf seine Tochter geblickt und jede Gelegenheit, an ihrem Leben teilzunehmen, freudig erfaßt. Hatte er nicht, solange sie nach Aarau zur Schule ging, sie Abend für Abend am Bahnhofs abgeholt, um die Abenteuer ihres Tages um so früher zu vernehmen! Und wie gerne nahm er sie auf seine Reisen mit, oder in ein Konzert nach Baden, ins Theater nach Basel! Sowie aber Sophie die Arbeit ihrer Mutter verrichtete, war sie wie jene in seinen Augen fast eine Untergebene,

plötzlich war die schöne Verbindung mit ihr zerrissen, und er wußte nichts mehr von gemeinsamen Freuden und Interessen.

Der jungen Lehrerin Gedanken aber waren bis jetzt in die Höhe und Weite geflogen, am Nahen hatten sie selten gehaftet und mit den Dingen und Verrichtungen des Alltags sich kaum befaßt. Jetzt fühlte die Heimgekehrte sich mit hartem Ruck auf die Erde versetzt und vor Aufgaben gestellt, für die eine natürliche Begabung ihr fehlte. Doch ließ sie sich nicht entmutigen, erfaßte rasch, was zu tun war, und führte es so sicher durch, daß ihr geheimes Herzklopfen niemand merkte. Schon blickten die Knechte und Mägde auf, aber noch mißtrauisch warteten sie das nächste Brotbacken ab. Da entging es ihnen nicht, daß Sophie nur mit Mühe zurechtkam mit dem Kneten von neunzig Pfund Mehl. Erst um Mitternacht konnte sie die Teigmulde zudecken. Zeitig stand sie aber wieder in der Küche und heizte, entfernte im rechten Augenblick die Glut aus dem Ofen und schoß die Laibe ein. Und als nun plötzlich das halbe Dorf bei ihr eintrat und voreilige Schadenfreude schon aus allen Augen blitzte, öffnete sie die Ofentür und zog triumphierend ihre schöngebräunten Brote ans Tageslicht. Auch aus den Proben der Waschtage ging sie siegreich hervor, und an den täglichen Mahlzeiten war nichts auszusetzen, bis im Frühling wie jedes Jahr über einen der Knechte die Wanderlust kam. „Die Sophie kocht theoretisch“, erklärte er jetzt bei der Kündigung seinem Meister. Der nahm belustigt eine Prise, zahlte den Burschen aus und entließ ihn mit ein paar träfen Spässen. Nach außen blieb er immer sich selber, der Amtmann: witzig, überlegen und kraftbewußt. Warum nur schien er Sophie gegenüber so verwandelt, daß die Tochter oft glaubte, mit der Mutter auch den Vater verloren zu haben? Viel mehr als die ungewohnte Arbeit bereitete das Verhalten dieses früher so bewunderten Vaters ihr manchen Kummer.

Einst glaubte sie, seine Willkür kaum mehr ertragen zu können, und eilte mit aufwallendem Herzen ins Pfarrhaus. Ihr väterlicher Freund schaute von seiner Arbeit auf und hörte ihr so aufmerksam zu, als gäbe es auf der Welt keinen andern Schmerz als den ihren. Aber nichts ließ er verlauten, er schwieg. Als trotzdem der Strom ihrer Worte und Tränen nicht versiegte, stand er auf, machte sich in der Nebenstube zu schaffen und kehrte mit einem großen Kuchen zurück. „Da iß“, ermuntert er, „es hat auch Rosinen darin.“ Ihre letzte und eben noch so leidenschaftlich ausgerufene Frage, weshalb doch der Vater es immer vermeide, von der Mutter zu sprechen, überhörte er gänzlich, und Sophie stellte die Frage nicht mehr. Als sie aber am Abend wieder zum Grab neben der Kirchhofmauer ging, empfand sie die Nähe der Mutter so unmittelbar wie

nie zuvor, und jene Frage hatte an Gewicht verloren. Mochte der geliebte Name nun auch beharrlich verschwiegen werden: in ihrem Innern erklang er um so heller und voller.

Trotz allem guten Willen zur Arbeit war es Sophie, als sei ihrem Leben der eigentliche Inhalt genommen. Im Seminar hatte die Hoffnung auf ein Medizinstudium wie einst ihren Vater auch sie beseelt. Oberst Marti hatte ein unwiderrufliches Nein davor gesetzt. Jetzt aber stieg dieser Wunsch von neuem empor, und die Gereifte suchte nach Wegen, um ihn zu verwirklichen. Da trat das Schicksal dazwischen und entschied unvermutet anders.

Damals als die Mutter auf dem Sterbebett lag, war kurz vor ihrem Tode der Vater mit dem Pferde gestürzt und mit schwerem Schädelbruch ins Haus getragen worden. Da hatte es Bruder Franz mit einer an ihm ungewohnten Entschlossenheit durchgesetzt, daß nicht der wohlbekannte Hausarzt von Wildegg zu Hilfe gerufen wurde, sondern der neue Lenzburger Doktor Haemmerli, den Franz vom Militärdienst her kannte. Damit führte er, ohne es zu ahnen, die Wendung im Leben seiner Schwester herbei.

Oft hatte in Ötlikon der blinde Urgroßvater prophezeit: „Jungfer Lehrerin, Ihr bleibt nicht lange allein, ich könnt' ihn Euch malen, so deutlich seh ich ihn kommen, den Bräutigam!“ Dann hatte die Lachende sich entschlossen gewehrt. Und noch viel schwerer wurde es zu Hause der Mutter gemacht, wenn sie ihrer Tochter die laut verteidigte Absicht, ledig zu bleiben, ausreden wollte. Sogar noch in ihrer Sterbenacht bemühte sie sich darum. Jetzt aber, anderthalb Jahre nach der Mutter Tod, war Sophie eine vom Glück überraschte Braut. Wie durch höhere Fügung, bezeugte sie später oft, sei der Lebensbund entstanden, den sie in plötzlichem Entschlusse eingegangen war.

Ein Unglücksfall hatte ihr den Lebensgefährten zugeführt, und ein Unglücksfall sollte ihr, zweiundvierzig Jahre später, ihn wieder entreißen. Doch die Zeitspanne, die so düstere Ereignisse begrenzen, lag vom ersten bis zum letzten Tag im Licht einer Liebe, die Freude wie Leid verklärte.

Nach einer Reise nach München bezog das Paar im Oktober 1890 das Erdgeschoß des alten Haemmerli-Hauses, und Sophie trat zugleich mit ihrer Heirat in die große Familie ihres Gatten ein. Mit seinen jüngsten Brüdern, die noch Knaben waren, lachte und lernte sie, und dem schwer erkrankten Stadtammann erhellte ihre Gegenwart noch manche qualvolle Stunde. Tätigen Anteil nahm sie am Beruf ihres Mannes, besorgte die Buchhaltung und half in der Sprechstunde, immer bemüht, nicht zu zittern, wenn der kühne Arzt Operationen unternahm, die später in der Privatpraxis nicht



mehr gebräuchlich oder nicht einmal mehr erlaubt waren. An den Abenden aber führte Max Haemmerli als lehrfreudiger Dozent eine wißbegierige und fleißig Auszüge schreibende Schülerin in die neuste naturwissenschaftliche Literatur ein. Band um Band las er vor, erklärte, ergänzte und schuf die nötigen Übergänge aus einer Wissensfülle, die er unermüdlich erweiterte.

Als nach Jahresfrist ein Kind seinen Einzug hielt, erlebte die junge Mutter ein Glück, das jede gehegte Hoffnung überstieg. Zugleich aber büßte sie damit ihre Gesundheit ein, denn die schwere Geburt zog ein Leiden nach sich, von dem sie sich nur langsam und nur teilweise wieder erholte. Jetzt kostete es mehr Mühe als früher, den Verhältnissen gewachsen zu sein: Das Leben im ausgedehnten Familienkreise, neben einer energischen Schwiegermutter und tatkräftigen Schwägerinnen, war nicht immer leicht für ein Naturell, das auf jeden Eindruck fast schmerzhaft fein reagierte. In den gesellschaftlichen Beziehungen des Städtchens herrschte eine Rangordnung, als gingen die alten Grafen noch um, und ein unabhängiges, dabei aber weiches und verletzbares Herz konnte manche geheime Kränkung erfahren. Daheim in Othmarsingen war der Vater zugleich mit Sophie auch selbst wieder in die Ehe getreten. Er erwarb den Familiensitz seiner zweiten Gattin, den einsam und prächtig über dem Hallwilersee liegenden „Eichberg“ und verpachtete den eigenen Hof kurz entschlossen an einen Fremden. Daß er damit seinem Sohne Franz, in dessen Schicksal er schon früher gewalttätig eingegriffen hatte, die eigentliche Lebensgrundlage entzog, schien ihn nicht zu berühren. Dieses Bruders wegen, für den sie immer wieder eintrat, hatte Sophie manchen Kampf zu bestehen mit dem Vater. Etwas Großzügiges und Großmütiges in beider Natur löschte aber die Spuren der Bitterkeit jedesmal aus, heute wie früher in Othmarsingen, bevor die endgültig trennende Furche entstand. Oberst Marti, der fortfuhr, in seiner originellen und umfassenden Art auf dem Bezirksamt zu walten, verbrachte jede Mittagsstunde bei Tochter und Schwiegersohn und erfüllte in unbefangener Selbstverständlichkeit ihr Heim mit seinen lebensprühenden Gesprächen. Als ihm bald auch entzückt aufhorchende Enkel lauschten, war er jahrzehntelang nicht mehr zu missen im Doktorhaus. Und doch hatte es einst geschienen, daß dieses Haus sich weit entfernt von großväterlicher Gegenwart unter fremdem Himmel aufbauen sollte.

Denn es war nicht Max Haemmerlis Absicht gewesen, sein Leben in Lenzburg zu verbringen; er hatte von Anfang an Ausschau gehalten nach einem Wirkungsfeld im Ausland. So entsprach es ganz seinen Plänen, als 1892 ein in Amerika lebender Zürcher Studien-

freund ihm den Vorschlag machte, seine Praxis im Staate Michigan zu übernehmen. Haemmerli gab seine Zusage, und man traf sogleich die nötigen Vorbereitungen zur Abreise. Schon nahte der Tag, da Sophie mit ihrem Töchterchen auf den Eichberg ziehen sollte, denn erst ein halbes Jahr später würde sie ihrem Gatten folgen. Da war es der liebenden und immer leidenden jungen Frau plötzlich unmöglich, in diese Trennung von ihrem Mann einzuwilligen — und die Auswanderung unterblieb! Als nach einigen Jahren ein zweiter Plan zur Übersiedlung nach Amerika ebenfalls scheiterte, nahm man den Schicksalswink an: Man blieb in der Heimat und folgte dem Ruf der Ferne auf verinnerlichte Weise. Für Sophie erwies es sich bald, welches Land zu betreten ihr bestimmt war.

### *„Mis Chindli“*

Schon als Kind hatte Sophie Marti die Verse, die ihr unvermutet einfielen, gelegentlich aufgeschrieben, wenn auch die Zettelchen nicht alle im Astloch jener Buche verschwanden, die an ihrem Schulwege stand. Immer waren diese Verse hochdeutsch gewesen, und oft gingen sie in freien Rhythmen oder im beschwingten Sechsschritt des Hexameters einher, obwohl diese antike Form ihr nicht bewußt war. Jetzt aber, wo die junge Mutter in die Welt ihres Kindes eintauchte, stellten sich plötzlich kurzzeilige schweizerdeutsche Verse ein. Es geschah erst vereinzelt; als sich aber zum Gegenwartsglück der Schmerz des Entbehrens gesellte, brach ein Quell auf, der bis zum Tode der Dichterin nicht mehr versiegte.

Ihre andauernd geschwächte Gesundheit veranlaßte ihren Gatten, sie zu einem längeren Kuraufenthalt nach Bex zu bringen. Sie fand Stärkung und bis zu einem gewissen Grade auch Heilung hier, wurde aber in dem schluchtartigen Tal vom Heimweh nach ihrem Kinde verzehrt. Da begann das Leben dieses Kindes vor dem innern Auge im Erinnerungsglanz aufzusteigen. In den schlaflosen Nächten reihte Bild sich an Bild, und jedes Bild erklang, wurde Wort und Rhythmus. Schweizerdeutsche Gedichte im Volksliedton entstanden, und die sie empfing, entdeckte mit Staunen, daß ihr neues Sprachinstrument über viel beweglichere und ursprünglichere Töne verfügte als das Hochdeutsch ihrer bisherigen Verse. Als ihre Erholungszeit zu Ende ging, stand in ihrem Taschenkalender ein ganzer Zyklus von Kinder- und Mutterliedern. Als Geschenk für den überraschten Vater wurde er auf die Blätter eines mit Ranken bemalten Büchleins von der Form einer Seerose geschrieben!

Nicht alles, was so spontan dem Gemüt der Dichterin entsprang, hielt ihr Urteil jedoch einer Veröffentlichung wert: jener Taschenkalender enthält auch manches in seiner Unmittelbarkeit ansprechendes Gedicht, das unbekannt blieb. Daneben machen sich darin seit der Rückkehr nach Lenzburg die ersten Zeichenkünste der Tochter bemerkbar, und man erlebt, wie die Kleine nicht nur selber schreiben, sondern auch mehr als stumme Schriftzeilen sehen möchte: ein Storch, ein Vergißmeinnicht oder eine Sonne blicken jetzt zwischen den Buchstaben hervor! Viel mehr ist es nie, was die willige Mutter aufs Papier zaubern kann, denn zu ihrer Betrübniß gehorcht ihr die Hand zeitlebens bei keinem Bestreben der bildenden Kunst. Um so rascher folgt ihrem Gedanken die Sprache. In den Eintragungen von Bex stehen neben hochdeutschen Notizen und schweizerdeutschen Gedichten plötzlich ebenso natürlich formulierte französische und englische Abschnitte, oft sogar in gewandten Versen, sobald von ausländischen Gästen die Rede ist, mit denen dauerhafte Beziehungen angeknüpft werden. „Eine Fülle von neuen Anregungen, Plänen, Entschlüssen, bedingt durch das Bekanntwerden mit bedeutenden Menschen“ wird erwähnt.

Auch die Merkbücher der beiden folgenden Jahre lassen ein reges inneres Leben erkennen. Einen weiten Bogen umspannt die meist gemeinsam mit dem Gatten betriebene und kommentierte abendliche Lektüre: neben westlicher Philosophie und Sozialanschauung, wie sie Renan und Ohnet vermitteln, steht die mitteleuropäische Abstraktion Ludwig Feuerbachs und ragt die Oststimmung der Romane Tolstois ins Blickfeld. Scheinbar unberührt von solcher Gedankenarbeit entstehen aber fortwährend neue schweizerdeutsche Gedichte, deren Sangbarkeit vielleicht dem wieder ernsthaft betriebenen Klavierspiel und eifrigem Mitwirken bei den Choraufführungen des Musikvereins Lenzburg zu verdanken ist.

Um diesem fast unbewußten Schaffen aber die notwendige künstlerische Zucht zu verleihen, bedurfte es des Ereignisses, das Sophie Haemmerlis geistiger Entwicklung die bestimmende Richtung gab. Was es für die jetzt Achtundzwanzigjährige, die kurz zuvor einer zweiten Tochter das Leben geschenkt hatte, bedeutete, hat sie selbst später geschildert:<sup>3</sup>

„Im Herbst 1896 brachte mir eine befreundete Lehrerin ein Heftchen, das die Erziehungsdirektion jedem aargauischen Lehrer hatte zustellen lassen. ‚Über Volkslied und Mundart‘ war sein Titel, und sein Verfasser Prof. Dr. Jost Winteler. Ich las die Schrift in einem Zug durch und erlebte damit eine jener Entscheidungsstunden, wie sie oft plötzlich den Gang unseres Lebens unter-

<sup>3</sup> „Wie ich dazu kam, für Kinder zu schreiben“ (im Auszug).

brechen, um im Licht einer Offenbarung den Weg zu erhellen, den man zu gehen hat. Winteler wandte sich in ernster Nachdrücklichkeit an die Lehrer als die berufenen Hüter unseres Sprachgutes. An ihnen sei es, die sinkende Achtung vor der Mundart wieder herzustellen und aufzuräumen mit dem wissenschaftlich ganz unbegründeten Vorurteil, als ob unser Schweizerdeutsch, um mit dem Chronisten Tschudi zu sprechen, ‚eine erruchete und ergrobete Sprach‘ wäre. Wenn wir sie von jedem edleren Inhalt ausschlossen und nur für die allergewöhnlichsten Zwecke brauchten, so sei das unsere, nicht ihre Schuld. Jede Mundart, in der nach dem Goetheschen Wort die Seele ihren Atem schöpfe, sei im Gegenteil großen poetischen Ausdruckes fähig, und insbesondere das Schweizerdeutsch in gewisser Hinsicht dem Hochdeutsch sogar überlegen. Alle Ausführungen wurden an treffenden Beispielen erläutert, und zum Schluß regte der Verfasser zu einer Volksliedersammlung der deutschen Schweiz an. — An dieser Schrift erwachte mein künstlerisches Gewissen und das Bewußtsein einer besonderen Aufgabe. Denn waren nicht vor allem die Mütter berufen, den Kindern eine reine Mundart zu vermitteln und ihnen durch den Klang ihrer Muttersprache Freude und Poesie mit auf den Weg zu geben? Mit klopfendem Herzen holte ich die ‚Seerose‘ hervor, prüfte die Gedichte auf die Reinheit der Sprache und begann mit einem wahren Glücksgefühl den Kampf mit hochdeutschen Wendungen, Wörtern und Satzgefügen. Wie schwer es war, merkte ich erst an der Arbeit. Es schien oft fast unmöglich, die gebotene Änderung vorzunehmen, ohne den Duft und die innere Leuchtkraft einer Strophe zu gefährden. Aber endlich war doch der ganze ‚Liederkranz für junge Mütter‘ von unechten oder überflüssigen Bestandteilen befreit und wurde zur Begutachtung dem Herrn Professor nach Aarau geschickt.“

Jost Winteler, ein Sohn der Glarner Berge, war in den siebziger Jahren durch ein grundlegendes germanistisches Werk über die „Kerenzer Mundart“ hervorgetreten. Seine 1890 erschienene Gedichtsammlung „Tycho Pantander“ zeigt ihn als eigenwilligen Gedankenlyriker. Aus seinen historischen und lautphysiologischen Arbeiten, vor allem aber aus vielen Publikationen aus dem Gebiet der Vogelkunde spricht ein Forscher von großer Beobachtungsgabe und Urteilskraft. Doch war der geistige Horizont dieser Persönlichkeit viel weiter gespannt, als die gedruckten Schriften ahnen lassen. Ihr Bestes wurde im persönlichen Umgang offenbar, wodurch sich auch die tiefe und nachhaltige Wirkung erklärt, die dieser Lehrer für Geschichte, Griechisch und Religionsgeschichte auf seine Schüler an der aargauischen Kantonsschule ausübte.

Obwohl ihr persönlich unbekannt, war Prof. Winteler für Sophie Haemmerli kein Fremder. Am letzten Weihnachtsfest hatten zwei gewichtige Bücher auf ihrem Gabentisch gelegen: Ernst Häckels „Natürliche Schöpfungsgeschichte“ und Jost Winteler's „Tycho Pantander“. Sie erzählt darüber:<sup>4</sup> „Aus der ‚Bibel des 19. Jahrhunderts‘, wie der Verlagszettel das Häckelsche Werk nannte, las mir mein für die Naturwissenschaften begeisterter junger Gemahl vor, bis ich aus Verzweiflung über diese entgötterte Welt in Tränen ausbrach und bei dem hübschen grünen Gedichtband *Trost und Erhebung* fand. Auch im ‚Pantander‘, der in Liedern dargestellten Geistesentwicklung eines faustisch strebenden Menschen, fehlte ein philosophisches System nicht. Aber hier war alles durchseelt, vergeistigt, aus innerstem Erleben gestaltet. Der Weg zu Gott war gefunden, unter schweren Kämpfen und Zweifeln zwar und unter gelehrten Auseinandersetzungen mit allen philosophischen Systemen — aber er war gefunden. Und an diesem Weg blühte und sang es in Bildern und Liedern. Ich wußte die meisten davon bald auswendig, und die schönsten begleiteten mich durchs Leben.“

Nun sollte der verehrte Dichter plötzlich auch für das eigene Schaffen bedeutungsvoll werden. Er fand das ihm eingesandte Manuskript „nach unbedeutenden Verbesserungen vollkommen druckfähig“ und ging in seinem Begleitschreiben mit so tiefem Verständnis auf das Wesen der Volkspoesie ein, daß Sophie Haemmerli sich in ihrem innersten Streben verstanden und zugleich den Gesichtskreis ihres Wissens erhellt und erweitert sah. Schon nach wenigen Wochen, im Dezember 1896, erschien bei Karl Henckell, Zürich und Leipzig, „*Mis Chindli, ein Liederkranz für junge Mütter*“, zu dem Winteler ein ideenreiches und die prinzipielle Bedeutung der Mundart hervorhebendes Vorwort geschrieben hatte.

Die Herausgabe eines Erstlingswerkes war jedoch nicht die einzige Folge der Begegnung mit Winteler. Diese wirkte auch in die Zukunft und führte die fruchtbarste Schaffensperiode in der ersten Lebenshälfte der Dichterin herbei. Wie wenig dabei die Verehrung für den Dichter, Menschen und Gelehrten Sophie Haemmerlis innerer Selbständigkeit Abbruch tat, zeigt eine Briefstelle vom 14. August 1900: „Aber nun erst Ihre väterliche — wirklich nur zu väterliche Mahnung wegen der ‚Schriftstellerei, hinsichtlich deren Sie bedenklich geworden sind meiner Familie wegen‘ — wie Sie nun gar *dazu* kommen, begreife ich erst recht nicht. Hat Sie wohl mein dickes Päckchen Manuskripte so erschreckt? Aber das sind ja Sachen von einem ganzen Jahr, die alle zufällig, zum Teil — wie die Jurareise —

<sup>4</sup> „Tycho Pantander, ein Dichtererlebnis.“ Ansprache in der Aula der Kantonschule am 80. Geburtstag von Jost Winteler.

buchstäblich ‚unterwegs‘ entstanden sind, und die ich alle an einem Abend aus den verschiedenen Carnets zusammengesucht habe, in die sie gekribbelt waren. Auch dies geschah eigentlich nicht einmal aus eigenem Antrieb, sondern um dem Drängen der verschiedenen Redaktionen nachzugeben. Extra ‚gemacht‘ habe ich noch nie etwas, und schon der bloße Name einer ‚Schriftstellerin‘ ist mir in der Seele zuwider. Wenn ich aber an der Sache selbst Freude habe und meine freie Zeit — die schließlich jeder hat — statt zu Kaffeewisiten oder Spitzenhäkeln zum Vertiefen in meine geistigen Interessen verwende, so ist das ganz meine Sache und kommt schließlich auch der Familie mehr zu gut, als wenn ich zum Beispiel ‚lismete‘. Da denkt nun mein Mann zum Glück viel weniger pedantisch, der hat mir sogar im neuen Haus mit großer Freude ein eigenes ‚Studierzimmer‘ eingerichtet, und wenn der Stube nun auch kein Mensch mehr diese ursprüngliche Bestimmung ansieht, so hat mich doch die gute Absicht sehr gefreut. Er hat auch zu Ihrem Brief nur gelächelt, in dem ruhigen Bewußtsein, von dieser Seite nichts fürchten zu müssen. Nun, die Hauptsache ist, daß Ihnen meine Sachen gefallen haben, daß Ihnen die Schülerin keine Schande macht, und daß das, was Sie bis jetzt in mir so liebevoll geweckt und gefördert haben, fröhlich weiter gedeiht. Nur wenn das nicht der Fall wäre, wenn Sie fänden, daß ich hierin liederlich würde, dürften Sie reklamieren — auf dem andern Gebiet aber ist mein Gewissen allein Meister, und da lasse ich mich gar nicht schulmeistern. Aber so haben’s ja die Götter, ‚Ihr führt ins Leben uns hinein — —‘, dann hintendrein werden sie wieder bedenklich!

Aber bitte nehmen Sie mir die kleine Verteidigung nicht übel — leicht verletztlich sind wir ja alle, und ich anerkenne Ihre gute Absicht vollkommen. Nur meinte ich, Sie sollten mich besser kennen.“